

Das schwache starke Geschlecht

Männer sind zwar kräftiger als Frauen, dennoch sterben sie früher. Allerdings tragen die Gene nur wenig zur Übersterblichkeit des starken Geschlechts bei. Viel stärker ins Gewicht fällt das Festhalten an überlieferten Männerbildern, die der Gesundheit abträglich sind. Nur wenn Mann sie hinterfragt, kann er sie ändern – wenn die Politik mitzieht.

Jürg Lendenmann



Markus Theunert, lic. phil. I, Präsident der Dachorganisation männer.ch, ist Gründer der Schweizer Männerzeitung und Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen.

Männer sterben früher als Frauen. Doch das war nicht immer so: Noch um 1850 wurden Männer und Frauen annähernd gleich alt. In den letzten 130 Jahren stieg die Lebenserwartung bei beiden Geschlechtern markant an, stärker jedoch bei den Frauen. 1991 erreichte die Differenz einen Höhepunkt (7,7 Jahre), seither nimmt sie ab; 2010 betrug sie noch 4,4 Jahre. Diese «Geschlechterschere» spiegelt in erster Linie den Einfluss soziokultureller Faktoren.

Klöster und Kibbuzim: langes Leben für Männer

Biologisch-genetische Faktoren tragen nur einen kleinen Teil zur Übersterblichkeit der Männer bei. Dies zeigte die von Marc Luy in den 1990er-Jahren publizierte Klosterstudie, die bis heute laufend erweitert wird. Nonnen und Mönche von bayerischen Klöstern zeigen kaum einen Unterschied der Lebenserwartung. Ebenso in israelischen Kibbuzim, wo die Lebensgewohnheiten der beiden Geschlechter annähernd gleich sind. Was ist es, das in unserer Gesellschaft die Männer früher sterben lässt? «Die wichtigste Ursache für die Geschlechterschere sind die sich verändernden Rollen von

Mann und Frau», erklärt Markus Theunert, Fachmann für Gleichstellungs- und Männerfragen. «Waren vor der Industriellen Revolution die Produktions- und die Reproduktionssphäre am gleichen Ort, arbeitete der Mann fortan ausser Haus. Die Entwicklung der bürgerlichen Familie führte zu einer Trennung von Frauen- und Männerrollen. Der Unterschied in der Lebenserwartung ist vor allem die Folge des über die Jahrhunderte gewachsenen Männerbildes, das sich negativ auf die Gesundheit auswirkt.»

Leistungsbereitschaft als zentrales Gesundheitsrisiko

Zu den Prägungen, die ein Mann im Laufe seiner Erziehung in der christlichen Kultur erfahre, gehöre die Grundspaltung des Menschen in Körper und Seele. «Dazu kamen im Laufe des Mittelalters ritterliche Tugenden wie Tapferkeit, Aufrichtigkeit und Ehre.» All dies habe den instrumentellen Bezug des Mannes zu seinem Körper begünstigt. «Männer sagen: «Ich habe einen Körper». Sie fühlen sich gesund, solange sie nicht krank sind. Im Gegensatz zu Frauen nehmen sie in der Folge auch weniger Dienstleistungen im Gesundheitsbereich in Anspruch», sagt der Psychologe und betont: «Die Gesundheitsrisiken ergeben sich aus einem Männerbild, das von einem «richtigen Mann» die Leistung in jedem Lebensbereich fordert. Wenn die männliche Identität zur Hauptsache auf dem Pfeiler Leistungsfähigkeit baut, werden Erschöpfungs- oder Stresssymptome nicht beachtet. Denn wenn die Leistungsfähigkeit wegbricht, verliert der Mann seine Identität.»

Um die Leistungsfähigkeit zu erhalten, würde zu Krücken gegriffen wie leistungsfördernde Medikamente, Alkohol, gewisse Drogen oder unauffälligere Mechanismen wie Arbeitssucht – mit entsprechenden Folgen: «Charakteristische Männerkrankheiten sind durch Stress bedingter Burn-out, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Lungenleiden – sie spiegeln die höhere Raucherquote –, fast alle Süchte ausser Medikamenten- und Magersucht. Auch die hohe Suizidrate, männliche Raserei im Verkehr und die Gewaltbereitschaft sind ein Thema für die Männergesundheit.»

Scheitern als Chance nutzen

Durch Krankheit, Arbeitsplatzverlust, Scheidung, Unfall, einen Wechsel zu Teilzeitarbeit oder später durch die Pensionierung können Männer ganz oder teilweise aus dem Erwerbsprozess herausfallen. Dieser meist als Scheitern empfundene Einschnitt in der Biografie eines Mannes biete aber auch die Möglichkeit, innezuhalten und sich mit seinem Männerbild auseinanderzusetzen.

Männer in ihrem Leben möglichst für ihre Rollenbilder zu sensibilisieren, sei daher sehr wichtig. Ebenso müsse das in den letzten Jahren gewachsene Engagement der Väter in Haushalt und Familie stärker anerkannt werden. Dies sei eines der Anliegen des Vätertages, der von www.maenner.ch ins Leben gerufen worden sei. «Vater zu sein, ist zwar eine individuelle Leistung, aber sie findet unter bestimmten Rahmenbedingungen statt. Diese beeinflussen die Art, wie Väterlichkeit gelebt werden kann, massiv», sagt Theunert und nennt als Beispiel den Vaterschaftsurlaub, der, anders als in umliegenden Ländern, in der Schweiz Vätern nicht gewährt werde. Was unverständlich sei, denn wenn man Eltern werde, habe man keine Zeit mehr, im Job Vollgas zu geben. Neben einer individuellen Anstrengung der Betroffenen brauche es zwingend auch eine gesellschaftliche Solidarität. Theunert: «Es ist darum wichtig, politische Lösungen zu erarbeiten, die Männern wie Frauen ermöglichen, ihre Rollen flexibel zu leben.» ■

Literatur

Markus Theunert: Männerpolitik: Was Jungen, Männer und Väter stark macht. Springer VS Verlag 2012, ISBN 978-3-531-18419-7.

Markus Theunert: Co-Feminismus. Wie Männer Gleichstellung sabotieren – und was Frauen davon haben. Verlag Hans Huber 2013, ISBN: 978-3-456-85280-5.